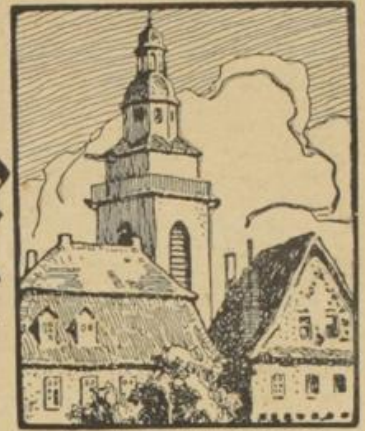


# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 31.

Bießen, 9. Sonntag nach Trinitatis, 9. August 1914.

3. Jahrgang.

### Ein feste Burg ist unser Gott.

Psalms 46, 8. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz

Nun ist der Krieg da, der für uns alle seither scheinbar in weiter Ferne stand und dessen Kommen wohl viele von uns für ganz unmöglich hielten. Gott hat es in seinem Ratschlusse zugelassen, daß jetzt das wilde, eiserne Würfelspiel anhebt, daß wir Deutsche mit Aufbietung aller unserer Kraft gegen mächtige Gegner zu kämpfen haben. Von der Ostsee bis zu den Alpen, von Straßburg bis nach Memel sind in dieser Woche die deutschen Männer und Jünglinge zusammengeströmt, um dem Rufe des Kaisers Folge zu leisten, um den heimischen Boden gegen fremde Eindringlinge zu verteidigen, andere sehen dem Tage entgegen, da sie zu den Fahnen eilen, und wenn diese Betrachtung, die wir am ersten Mobilmachungstage schreiben, gelesen wird, so haben die ersten Gefechte wohl schon stattgefunden. Herrlich ist die Begeisterung, die, gepaart mit tiefem Ernste, jetzt unser Volk erfüllt, groß ist der Opfermut, der durch alle Stände hindurchgeht. Daneben steht aber auch das tiefe, bittere Weh. Wer in diesen Tagen unsere Reservisten und Landwehrleute Abschied von den Ihrigen nehmen sah, der weiß, was für herzerschütternde Szenen sich dabei abgepielt haben und wieviel Tränen geweint worden sind.

Dennoch geht durch unser Volk der Geist der Festigkeit und Ruhe. Wer in der Stunde, da der Befehl zur Mobilmachung bekannt wurde, auf den Straßen unserer Stadt war, der sah manches tiefergriffene Angesicht, aber er sah auch Ruhe, Festigkeit und Zuversicht. Am Sonntag waren unsere Kirchen gedrängt voll von Menschen, die Gottes Angesicht suchten, von ihm, dem Herrn, Trost begehrten und ihn um Schutz und Gnade anriefen. Zu dieser Festigkeit haben wir allen Grund; denn an dem, das über uns gekommen ist, tragen wir keine Schuld. Des Schicksals Woge ist über uns dahingerollt, ohne daß wir sie aufhalten konnten, oder richtiger gesagt, Gott hat es zugelassen, daß unser Volk in diesen Kampf um seine Existenz hineingezogen worden ist. Mit Paulus können wir sprechen: Unser Trost ist, daß wir ein gutes Gewissen haben. Das auch wissen wir, daß unser vielgeliebter Kaiser alles daran gesetzt hat, uns den Frieden zu erhalten.

Unsere Regierung ist sich in hohem Maße ihrer Verantwortung bewußt gewesen. Aber in dem Land der Unkultur und des Halbbarbarentums, in dem Lande, in dem man keine Gewissenhaftigkeit kennt, besteht seit langer Zeit die Absicht, das Deutsche Reich anzugreifen, unsere blühende Kultur zu vernichten und unsere Fluren durch die Hufe der Kosakenpferde zerstampfen zu lassen. Die diesen Krieg aber im letzten Grunde auf dem Gewissen haben, das sind die Franzosen. Dieses eitle, selbstfüchtige, gehässige Volk wartet schon längst auf den Tag, an dem es an uns Rache nehmen kann. Es ist ein Volk, gottlos bis in das Mark hinein, freidenkerisch vom Minister bis zum Arbeiter, ein Feind jeder geoffenbarten Religion. Diese beiden Völker, das im Osten und das im Westen, sie haben vor dem Richterstuhle Gottes die furchtbare Verantwortung für diesen Weltkrieg zu tragen, und so wahr als ein Gott im Himmel lebt, er wird die Schuldigen vor sein Gericht ziehen und ihnen den Lohn geben, den sie verdienen. Wir aber kämpfen für den Bestand des Deutschen Reiches, wir verteidigen unser Volkstum, unsere Kultur, unsere Sprache und Gesittung, unser Haus und unsere liebe Heimat.

Und unsere ganze Zuversicht setzen wir auf Gott. Mit dem Psalmisten reden wir: Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Vom Gottvertrauen, von dem Harren auf den Herrn haben wir in unseren Gottesdiensten oft gehört, oft haben wir die schönen Glaubenslieder gesungen, die von dem Vertrauen auf den Herrn erfüllt sind, nun sollen wir praktisch zeigen, ob dieses Vertrauen in uns lebt, ob wir stille sind gegenüber den Fügungen des Herrn. Dieser Krieg ist für unser Volk eine Glaubensprobe. Wir wollen beten, daß wir diese Probe bestehen. Die große Stunde soll kein kleingläubiges Volk finden.

Dunkel ist die nächste Zukunft. Was der Herr über uns beschlossen hat, das wissen wir nicht. Aber wir vertrauen auf den Sieg unserer gerechten Sache, wir hoffen zu Gott, daß er unser Heer zum Siege führt. Den Ausziehenden sei zugerufen: Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark! Streitet mutig, betet zu Gott, haltet in treuer Kameradschaft zusammen, seid milde gegen die friedlichen Bewohner der mit uns im Kampfe stehenden Länder. Wir, die wir zu Hause bleiben, wollen tun, was wir können, wir wollen die Traurigen trösten, die Kranken und Verwundeten pflegen und



wollen arbeiten, daß es in unserem wirtschaftlichen Leben keine Stöckung gibt.

Mag auch die Zeit voll von Unruhe sein, noch lebt der alte Gott, der Gott, der die Liebe ist. Er wird uns nicht verlassen, er wird unseren Waffen den Sieg verleihen und uns nach der Not der Zeit wieder seine Barmherzigkeit zuwenden. Komme, was da will, der Herr Sebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. h. B.

### Zur gegenwärtigen Lage.

#### Mahnungen und Bitten.

Schwere und bewegte Tage sind über uns gekommen. Unter solchen Umständen geziemt sich Ruhe und Besonnenheit. Es hilft nichts, daß man jammert und klagt, hierdurch wird nichts gebessert. So ist es nicht recht, wenn man jetzt zu große Angst um den Erwerb und um das Geldverdienen bekundet. Im Jahre 1870 hat das wirtschaftliche Leben in Deutschland keine nennenswerte Beeinträchtigung erfahren. Getreide und Feldfrüchte wurden zur gewöhnlichen Zeit nach Hause gebracht, und Arbeitslosigkeit trat nicht ein. Gerade dadurch, daß jetzt so viele rüstige Arbeiter zum Heere einberufen sind, haben die Zurückbleibenden ein großes Feld der Betätigung. Gib Gott, wie es unsere feste Zuversicht ist, unseren Waffen den Sieg, so wird erst recht die Möglichkeit des Geldverdienens nicht eingeschränkt werden. Im übrigen gilt auch hier: Alle Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch.

Eine Bitte an unsere ausmarschierenden Krieger: Vergeßet nicht, wenn einem eurer Kameraden etwas zustößt, die Seinen sofort durch eine Postkarte zu benachrichtigen! Die amtlichen Stellen sind oft nicht in der Lage, das gleich zu besorgen, wissen auch oft nichts über das Schicksal des Einzelnen. In der Heimat entsteht dann eine quälende Ungewißheit. Als am 18. August 1870 die Schlacht bei Gravelotte geschlagen war, gelangten Nachrichten über Tod und Verwundung erst nach verhältnismäßig langer Frist in die heissige Heimat. Am 20. August strömten angstvolle Menschen in großer Zahl in Darmstadt zusammen, um über das Schicksal der Ihrigen etwas zu erfahren. Hätten die Kameraden gleich Meldung in die Heimat gesandt, so wäre es besser gewesen. Im Kriege 1870/71 sind ungefähr 3000 deutsche Soldaten vermißt worden. Vielleicht wäre ihr Schicksal den Angehörigen bekannt geworden, wenn die Kameraden eine Nachricht gesandt hätten. Jeder Soldat tut gut, die genaue Adresse seiner Angehörigen aufzuzeichnen, sie bei sich zu tragen und sie auch den Kameraden, denen er besonders nahe steht, mitzuteilen. Tut er das, so hat er für alle Fälle Vorkehrung getroffen.

Sollten im Laufe der nächsten Wochen Verwundete nach Gießen gebracht werden, so ergeht an alle Bewohner unserer Stadt die Bitte, doch nicht neugierig zuzusehen, wenn die Opfer des Krieges durch Mitglieder der Sanitätskolonne von der Bahn nach den Lazaretten gebracht werden. Nur der, der etwas dabei zu tun hat, finde sich hierzu ein. Nichts ist für einen Verwundeten peinlicher, als wenn er von einer Menge Neugieriger angestaunt wird. Vor 44 Jahren haben die Verwundeten oft über zudringliche Neugier zu klagen gehabt, wenn sie in die Lazarette gebracht wurden.

Als am Samstag die Spannung auf das höchste gestiegen war und jeder fieberhaft auf die Entscheidung wartete, marschierten zwei „Wandervögel“ barhäuptig, wie es die Mode

und die Sucht, bemerkt zu werden, mit sich bringt, vom Bahnhof in die Stadt. Die unvermeidliche Supfgeige — früher hieß man das unnütze Ding wohl Mandoline — war mit einer Anzahl von bunten Bändern geziert, in den Rucksack war so viel gepackt, als ob es direkt nach Moskau gehen sollte. Stolz und selbstbewußt, ohne nach den gewöhnlichen Menschen zu schauen, so als ob sie allein da seien, schritten diese „Wandervögel“ dahin. In einer so ernstesten Zeit ein solcher Aufzug! Gott gebe, daß der Krieg uns von dem eiteln Gebaren junger Menschen, die noch nichts geleistet haben, erlöse! In Kriegszeiten, überhaupt in ernstesten, schweren Zeiten, bleibt nur der Tüchtige und Bescheidene obenan, Gespreiztheit und Unnatur fallen in die Versenkung.

Gießen ist eine musikliebende Stadt. Ebenfalls am Samstag, gerade in den Stunden, da die Spannung auf den höchsten Grad gestiegen war, schlug ein junger Mensch in der Liebigstraße, wie er das seit langer Zeit tut, unbarmherzig auf die Tasten eines verstimmten, anscheinend alten Klaviers. Das war schon früher eine Rücksichtslosigkeit, zumal der Klavierspieler seine Kunst bei offenem Fenster auszuüben scheint, an diesem Tage aber war das ein Unfug; denn lauter Tänze, vornehmlich Sachen aus der Operette „Polnische Wirtschaft“ wurden gespielt und das stundenlang, fast ohne Aufhören. Wie schrecklich ist dieses Klavierspiel für alle gewesen, die erfüllt von großer Sorge, in der Nachbarschaft wohnen. Das Klavierspiel ist überhaupt in Gießen eine lästige Plage. Wer jetzt in dieser ernstesten Zeit, da wir großen, für uns alle bedeutungsvollen Entscheidungen entgegensehen und da wir um unsere Lieben bangen, auf dem Klavier leichte Musik spielt, der läuft Gefahr, bei allen Gutgesinnten Entrüstung hervorzurufen.

### Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Peterßen in Darmstadt.  
(Fortsetzung.)

300 Jahre später lud der Thebaner Epaminondas bei seinem siegreichen Kampf mit den Spartanern die zerstreuten Messenier ein, sich wieder in ihrer alten Heimat anzusiedeln und für ihr neuerstandenes Staatswesen als Mittelpunkt eine feste Stadt zu erbauen. Sie bekam den Namen Messene, deren Ruinen die besterhaltenen Stadtruinen Griechenlands sind. Hoch über ihr auf dem Ithome thronte die Akropolis. Die Stadt selbst war ein unregelmäßiges Viereck von neun Kilometer Umfang und bot Platz in Kriegszeiten für die Anwohner und für zu bestellende Felder. Auf dem Gebiete der Stadt befinden sich jetzt ein Kloster und zwei Dörfer. Auf dem Gipfel von Ithome war ein Heiligtum des Zeus Ithomatos. Der ganze Berg war ein Heiligtum des Zeus, wie der Enkaion, von Eichen beschattet, mit Quellen gesegnet. Auch soll er hier geboren und von Nymphen in dem Quell gebadet worden sein, von dessen Wasser täglich in das Heiligtum getragen wurde. Auch hier herrschte ein Kult, der Menschenblut forderte. Westlich an den jetzt vorhandenen Klosterruinen war der Altarplatz, der noch heute von den Landleuten zu festlichen Tänzen benutzt wird.

Beherrschend ist der Blick von oben: Im Norden der Enkaion, im Osten der Tangetos, im Süden die Windungen des Pamisos, Kalamata und der Golf von Koroni, im Westen Gebirge und nordwärts das ionische Meer oberhalb Kyparitia. In den Stadtruinen selbst liegt heute das Dorf Mauromati = Schwarzauge, wohl nach der kräftigen Dorfquelle



so genannt, die noch im zweiten Jahrhundert nach Chr. Pausanias als die „Klaphydra“ besucht hat. Auf unserem Wege erreichten wir bald das sogenannte arkadische Tor, ein Doppeltor, dessen Inneres aus einem kreisrunden Hof gebildet wurde, alles in großen, behauenen Felsquadern. Rechts und links vom Eingange erheben sich quadratische Türme, die noch in ziemlicher Höhe erhalten sind. Die Rundmauer um den Hof ist noch 6—7 Meter hoch. Der Mittelpfosten des inneren Tors, 6 Meter lang, lag auf dem Boden. Wir stiegen nun etwas nach Westen hinauf und sahen die weit über die Berge sich erstreckende Ringmauer im Viereck, leisteten aber Verzicht auf einen doch zwecklosen Rundgang, der uns Stunden gekostet hätte und gingen statt dessen unseres Weges weiter, dem Innern der Stadt zu, deren alte Stätte nun von den Weinbergen und Feigenhainen des Dorfes Maurosati eingenommen ist. Wir erstanden uns frischgepflückte Feigen und Trauben, die uns vorzüglich schmeckten und gingen in das Dorf, in die Nähe des Dorfbrunnens, der antik ist und eine große Menge Wassers durch viele Öffnungen spendet. Hier schöpften die Frauen des Ortes, während die Männer in und vor dem Wirtshaus saßen und geduldig und lächelnd eine Vorlesung meines Freundes über die unwürdige Sklavenstellung des griechischen Weibes anhörte, wozu wir unseren Mastixschnaps tranken. Der Wächter des Dorfmuseums gesellte sich zu uns und führte uns durch die Weingärten nach den kümmerlichen Resten des Theaters, die ganz mit Efeu überwachsen sind und sodann ins „Museum“, das keine großen Schätze barg. Interessant darin war das Besuchsbuch mit den Namen vieler berühmter Besucher.

Jetzt hieß es wieder steigen. Wir verließen das Gebiet der alten Stadt durch das sogenannte lakonische Tor und befanden uns nach  $\frac{1}{4}$  Stunde in der Einsattelung zwischen den beiden Bergspitzen Ithome und Eria. Dort erwartete uns eine ganze Horde von verkrüppelten Menschen und streckte bittend die Hand aus. Wir wurden dabei so gründlich unseres Kupfervorrates beraubt, daß eine zweite Auflage des Elends, die tiefer unten uns erwartete, leer ausging. Es war nämlich eines der größten Feste der griechischen Kirche, das Muttergottesfest, der 15. August: kimisis tu theotóku. Wir waren ja auf dieses Fest auch vorbereitet. Vorher gehen Fasten, daher war es so übel um unsere Verpflegung auf der Reise bestellt. Festlich gekleidete Menschen sah man überall, die nach Kloster Dulkano wallfahrteten.

Das Kloster selbst ist ein mächtiges Gebäude auf einem Felsenacker, von wo aus man einen entzückenden Blick auf die fruchtbare messenische Ebene und auf die lakonischen Berge hat. Eine Zeltstadt von Verkäufern hatte sich an jenem Tage um das Kloster angesiedelt. Wir gingen hinein und hindurch und freuten uns, dort nicht eine Nacht bleiben zu müssen. Auf steilem Pfad eilten wir bergab, nahmen unterwegs einen Imbiß und marschierten zwei Stunden lang auf schattenlosem Weg, bis wir unter die Frucht bäume der Feldmark von Sopherimini kamen, wo wir ein trockenes Flußbett durchschritten und auf der anderen Seite wieder Anschluß an die Kulturwelt fanden in der Eisenbahn. Eine Stunde Wartens auf den Zug benutzten wir zum Trinken und Rasten und wurden dann von der Eisenbahn durch herrlich angebautes reiches Land nach Kalamae geführt, wo unser vorausgerittener Gefährte und die Agogiaten uns schon am Bahnhof erwarteten. Wir gingen gleich in ein Hotel, erquickten uns an einem anständigen, wenn auch aus minimalen Portionchen bestehenden Mittagsmahl mit trinkbarem Wein,

besuchten den deutschen Konsul, machten einige Einkäufe und bestiegen um  $\frac{1}{4}$  Uhr nachmittags wieder die Pferde.

Kalamae liegt am linken Ufer des Nedon, der vom Tangetos herkommend in den Meerbusen mündet, im Sommer wasserlos im breiten schotterreichen Bett. Gegen den Fluß fällt steil ab der Burgberg mit den Trümmern eines mittelalterlichen Schlosses. Am Abhang liegt die Stadt, noch 20 Minuten vom Meere entfernt, wo an der Skala die Schiffe liegen, um Öl, Seide und Südfrüchte einzunehmen. Im Altertum lag hier Pharai, wo Telemachos auf seiner Reise nach Pylos übernachtete. Auf der mittelalterlichen Burg wurde Wilhelm Dillehardouin II. geboren und hatte dort seinen Lieblingsitz. Später fiel sie in die Hand der Türken, dann 1685 in die Hand der Venetianer. 1821 war Kalamae der Mittelpunkt des Aufstandes im Peloponnes.

Am Nedon hinauf strebten wir nun dem Tangetos zu. Der nun folgende Ritt war sehr genutzreich. Vor sich hatte man die mächtigen Berge und rechts und rückwärts den blauen Meerbusen von Kalameta; es ist an der Riviera nicht schöner. Dabei war alles in der durchsichtigen Luft so klar, daß die immer wachsende Entfernung keinen Unterschied zu machen schien. Einmal über das anderemal glaubte man das Meer zum letztenmal gesehen zu haben, auf einer größeren Höhe, die der Saumpfad erklimm, kam es dann doch wieder zum Vorschein, und als wir um 6 Uhr das Dorf Chania erreichten, blickten wir wieder auf den abendlichen Golf, bis die Sterne aufgingen. Es war ja noch früh am Tage, aber wir mußten in Chania Quartier machen und genossen daher ordentlich die Ruhe in der herrlichen Bergluft. Ein Zwiebelager wurde ausgeräumt, um uns als Nachtquartier zu dienen. Dann wurde das Abendbrot aufgetragen: Brot, Eier, Konserven und zum Nachtsich etwas von der Leipziger Wurst, die man anstatt Konfekts ohne Brot aß. Eine große, erwähnenswerte Ueberraschung wurde uns dabei zuteil. Die Ziegenherde des Dorfes wurde vorbeigetrieben, und uns kamen polynhemische Gelüste, die in schäumender Milch befriedigt wurden, ein Hochgenuß nach langer Entbehrung. Dann legten wir uns in Anbetracht der kommenden Strapazen ins Zwiebeldepot und schliefen bald den Schlaf der Gerechten.

Schon um 2 Uhr am nächsten Tage wurde ich wach, um  $\frac{1}{2}$  stand ich auf. Bei dem dürftigen Licht des Meldochtes wurde das Morgenmahl eingenommen. Um 4 Uhr saßen wir zu Pferde. Wie erfrischend die Morgenluft wirkte, man möchte sagen berauschend! Es wurde viel gesungen an diesem Morgen. Der Weg war recht steil und wand sich immer tiefer ins Gebirge. Links hatten wir immer schwindelnd tiefe Schluchten und jenseits nackte Berge, welche im Licht des Mondes geheimnisvoll leuchteten. Stundenlang ritten wir so, bis wir wieder die Schlucht des Nedon erreichten, diesmal um sie zu durchqueren. Vor uns lag Karvéli, ein freundliches Dorf unter Bäumen auf einer Felsenkuppe über dem Gießbach. Jenseits des Baches langgestreckt am Berge hinauf ein anderes Dorf: Sadá, unten in der Tiefe das rauschende Wasser. Karvéli ließen wir liegen und überschritten auf einer Brücke Nedon und klangen die engen Dorfgassen von Sadá hinan, in denen das Wasser zu Tal rauschte, Schweine voller Lebenslust sich wälzten und mächtige Weinstöcke Lauben bildeten. An einer solchen Weinlaube hielten wir, und schwere, fußlange Trauben wurden für uns abgeschnitten, dazu wurde Mastix getrunken. Dann kletterten wir weiter das Dorf zu Ende, dessen Gassen so eng waren, daß man auf die Pferde achten mußte, um nicht von ihnen an einer Hauswand abgeschürft



zu werden. Außerhalb des Dorfes kamen wir in einen grünen Wald echter Kastanienbäume, riesiger dichtbelaubter Bäume, dann durch die höher gelegenen Weingärten des Dorfes wieder in die freie, hohe Gebirgswelt, welche sich unermesslich weit in Schluchten, Bergzügen, Kuppen vor uns aufstaut. Wir waren über 1000 Meter hoch, immer höher ging es durch prachtvollen Nadelwald, der einige der Gefährten an das Riesengebirge erinnerte. Unter dem Walddach rauschten reiche, frische Quellen. Endlich hatten wir die Höhe erreicht und blickten hinein in den Anfang der Langadashlucht, des Glanzpunktes unserer Reise. Wir hielten an einen Thani, wo eine alte Hexe die Honneurs machte. Ich entledigte mich eines Kleidungsstückes, dessen unheilbar klaffender Riß meinen Reisegefährten schon seit mehreren Stunden billigen Lachstoff geboten hatte und zog eine Reservegarnitur an. Es wurde dann gegessen und getrunken, was noch an Resten da war und eine halbe Stunde geruht, worauf der Wirt erschien und Wein auswarf, den wir mit Mastix erwiderten. Darauf begann die Wanderung durch die Langada, die Pferde trolten ledig voran. Die Schlucht ist nicht durch Erdbeben entstanden, sondern durch Erosion (Auswaschung). Sie ist von dem mit gewaltigen Blöcken erfüllten Bett eines Trockenbachs durchzogen und senkt sich allmählich nach Osten von 900 auf 400 m. Um das Bachbett steht stellenweise schöner Baumwuchs: Platanen, Schwarzkiefern, Tannen. An den Wänden, die zum Teil fast senkrecht erscheinen, haftete nur Gestrüpp und Schlingpflanzen. Der Weg ist so rauh, steinig und glitschig, daß selbst die Pferde sich nur vorsichtig hinunter tasten, er geht manchmal durch das Bachbett, meistens aber hoch an den Talwänden, bald auf dieser, bald auf jener Seite, die Schlucht spottet aller Beschreibung, im Grunde das wüste Bachbett, an den Wänden wahre Ephebäume, deren einen wir auf 50 Meter schätzten, steile Seitenschluchten, tiefe Höhlen, oben abenteuerliche spitze Hörner und Kuppen. Es war ein stets wechselndes Bild. Bald war man unten, bald kletterte man an einer Seite auf steilem Pfad über dem schwindelnden Abgrund in die Höhe, wo dann der höchste Punkt von unten wie ein Sprungbrett ins Verderben aussah, — aber es ging immer noch weiter. Etwa drei Stunden kletterten wir so und hörten in der Ferne das Hufetrappeln unserer Pferde wie Froschquaken, dann kletterten wir an einer letzten Enge mühsam keuchend und schwitzend in die Höhe. Wasser gab es alle die Stunden nicht. Der Bach klemmte sich durch eine Marmorenge, die schneeweiß zu uns herausleuchtete, dann endlich öffnete sich uns der Blick in die Eurotasebene. Wie ein weißer Streifen zog sich der Eurotas an Sparta vorüber. Wir kamen zunächst an eine Quelle mit herrlichem Wasser, wo Mensch und Tier sich satt trank. Eine Viertelstunde später erreichten wir das Dorf Trngi, reizend auf der Höhe gelegen zwischen Öl-, Feigen- und Granatenbäumen, umrauscht und durchströmt von frischen Wassern, mit herrlichem Blick in die Ebene. Hier schien der ganze Boden zu quellen. Ueberall Oleander und festliche Menschen.

### Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kapesser in Darmstadt.  
18. Bürgertum und Religion.

Die Gemeinde N.-S. in Rheinhesen ist in letzter Zeit mehr in der Öffentlichkeit genannt worden, als manch größere ihrer Art, und zwar geschieht das wohl weniger wegen gewisser, ungewöhnlicher Ereignisse, wie das jüngst dort stattgefundene Eisenbahnunglück oder wegen des Umstandes, daß der neuerdings vielgenannte amerikanische Milliardär Wennerhäuser aus

einer dort eingeborenen Familie hervorging, oder auch, daß vor etlichen Jahren dort die ganze Familie eines Mühlenbesizers von einer Art epidemischen Wahnsinns befallen der Obrigkeit förmlich den Krieg erklärt hat, so daß die Aufbietung der bewaffneten Macht zur Bewältigung der zur Festung umgewandelten Mühle notwendig wurde, wobei sogar ein braver Brigadier der zu Wörrstadt stationierten Gendarmerie das Leben einbüßte, worauf man die ganze Familie in eine Irrenheilanstalt überführen mußte. Vielmehr erregt die öffentliche Aufmerksamkeit der seit Jahren dort tobende Kampf um die Stelle des Bürgermeisters und des Adjunkten oder Beigeordneten, der mit einer Leidenschaft geführt wird, der an den Ausspruch Julius Caesars erinnern könnte, der auch einmal im Hinblick auf ein kleines Dorf in Helvetien den Ausspruch getan haben soll, er möchte lieber erster in diesem Dörfchen, als zweiter Konsul in Rom sein. Schon einmal haben dort die Wahlen stattgefunden unter gewaltigen Umtrieben, welche die Leidenschaften in der Gemeinde bis in die Tiefen aufwühlten, aber jedesmal wurde das mit knapper Mehrheit zustande gekommene Resultat von der unterliegenden Partei oder gar von den unterliegenden Parteien auf dem Prozeßweg, der durch alle Instanzen geführt wurde, wieder umgestoßen, und so stehen bis jetzt noch dort die kurulischen Sessel leer.

Eine solche tiefgehende Zerklüftung und Abwendung des Einzelnen von der Gesamtheit, der er angehört, kann nicht von heute auf morgen entstanden sein, und es lohnt sich daher, die frühere Geschichte dieser Gemeinde in das Auge zu fassen. Diese Gemeinde ist so recht ein redendes Beispiel für die allmähliche Zerfaserung des weiland römischen Kaiserreichs deutscher Nation. Seit dem tiefen Mittelalter wurde dieselbe von einem halben Duzend reichsunmittelbaren Adelsfamilien regiert, deren Wappen heute noch an dem Aufgang zum dortigen Rathaus zu sehen sein sollen. Das konnte aber nicht geschehen ohne Reibungen, welche auch auf die Regierten abfärbten. Die Sache wurde aber erst schlimm, als zur Zeit der Reformation die eine Hälfte zur neuen Lehre sich bekannte, die andere aber an der alten festhielt.\*)

Da begann nicht der dreißig-, vielmehr der hundertjährige Krieg in der Gemeinde selbst, und es besserte wenig, daß nach vielen Prozessen durch einen Reichsdeputationshauptschluß bestimmt wurde, daß beide Parteien in, ich glaube jährigem Wechsel, zu regieren hätten. Denn jede wollte nur auf der eigenen Geige spielen, und wenn die Katholischen am Regieren waren, errichteten sie auf Gemeindekosten Kreuze und Altäre an den öffentlichen Wegen, welche dann die nachfolgenden Evangelischen wieder umrissen; und oft kam es, besonders zur Kirchweihzeit, zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, die sich selbst bis zu gegenseitigen Eigentumszerstörungen steigerten. Erst das Einbrechen der französischen Revolution machte diesem Hergenabbat ein Ende.

Wie mein Vater 1824, knapp 27 Jahre alt, als Pfarrer von Ingelheim gegen seinen Wunsch in die Pfarrei N.-S. versetzt wurde, hatten sich die Verhältnisse wesentlich gebessert, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß ein Professor Neeb, ein Ueberlebender der ehemaligen Mainzer Universität, eins der dortigen adeligen Güter mit Haus erworben und

\*) Zu den letzteren gehörte auch die einst hochangesehene Sippe der Hunte von Saulheim, von der ein Sproß es bei dem Kurfürst-Erbbischof zu Mainz zu hohen Ehren gebracht hat als Domherr und Regierungsmitglied und Anlaß zu der schönen Geschichte von den Mombacher Hasen und dem Hunt von Saulheim gab, die im Jahrgang 1913 des „Sonntagsgrünes“ zu lesen ist.



einen musterhaften landwirtschaftlichen Betrieb eingeführt hatte, wobei er durch seine Intelligenz und Persönlichkeit — er war auch längere Zeit Mitglied der hessischen Ständekammer — einen günstigen Einfluß ausübte. Er kam auch meinem Vater mit lebenslänglicher Freundschaft entgegen. Dieser selbst aber gewann durch seine Persönlichkeit immer großen Einfluß. Selbst der katholische Amtsbruder verkehrte oft in seinem Hause. Ebenso hat der kluge und liebenswürdige katholische Dekan Mook zu Udenheim uns auch noch später zu Jugenheim freundschaftlich besucht, bis in der Aera Ketteler die konfessionellen Schranken wieder neu aufgerichtet wurden.

Die Kirchen beider Konfessionen mußten damals wegen Baufälligkeit abgebrochen werden, und es hat dann ein halbes Jahrhundert gebraucht, bis es zur Wiederaufrichtung kam. Ich selbst erinnere mich noch, daß die evangelischen Kirchenglocken im Freien an einem Balkengerüst aufgehängt waren.

Leider gab es für meinen Vater kein Bleiben daselbst. Sein Vorgänger, selbst ein begüterter Bauernsohn, hatte sein eigenes Gut mit großem Erfolg bewirtschaftet und dabei die Pfarräcker bedingungslos Pächtern überlassen, die dann das Ganze so herabgewirtschaftet hatten, daß, wie mein Vater notgedrungen und für solche Aufgabe als Gelehrter wenig vorbereitet, sich zu eigenem Betrieb entschließen mußte, in den ersten Jahren kaum die Auslagen gedeckt wurden. Insbesondere waren alle Weinberge, die sonst einen wesentlichen Ertrag geliefert hätten, ausgehauen. Die Gemeinde hatte sich zuerst zu einem Beitrag zu den großen Kosten einer Neurodung bereit erklärt, hielt aber dann nicht Wort, vielleicht auch infolge der zerrütteten Gemeindeverhältnisse und durch das Uebelwollen Einzelner, die sich durch die Selbstbewirtschaftung in ihren gewohnten Pachtverhältnissen gestört sahen.

Mein Vater hatte dann auch notgedrungen sich um die Pfarrei Jugenheim beworben, wo er dann auch in größerer Nähe bei seinen Eltern von deren Rat und Hilfe in landwirtschaftlichen Dingen Vorteil erwarten durfte. Daß seine seitherige Gemeinde ihn ungern scheiden sah, geht daraus hervor, daß viele dortige Bewohner unser Haus später noch oft besuchten. Ich nenne darunter die Familien Walldorf und Wenerhäuser, dieselbe, aus welcher später der jetzt vielgenannte amerikanische Milliardär hervorging. Alle beklagten es sehr, weil seit dem Wegzug meines Vaters so vieles schlechter geworden sei.

Der Nachfolger hatte sich anfangs mit gutem Erfolg seines Amtes angenommen. Dann geschah es eines Tages, da er einer Leichenbestattung mit den andern hinter dem Sarge folgte, als es gerade über eine quer über die Straße laufende Gasse ging, da faßte er plötzlich den lang am Rücken herabhängenden Talar, den damals vielfach noch die evangelischen Geistlichen vor allgemeiner Einführung der jetzigen Chorrocke trugen, zusammengefaltet unter den Arm und setzte mit wiegendem Sprung über die Gasse hinweg. „Ei, Herr Pfarrer!“ schrie ganz entsetzt ein neben ihm schreitender Kirchenvorsteher, und faßte ihn am Arm. Da schien er wie aus dem Schlaf zu erwachen und führte die Amtshandlung richtig zu Ende. Nicht lange nachher aber geschah es, als im Anschluß an den Sonntagnachmittagsdienst ein Kind getauft werden sollte, wozu dann der Geistliche die Gemeinde aufforderte, als Uebergang zu der vorzunehmenden heiligen Handlung das gebräuchliche Lied zu singen, geschah diesmal solches mit den Worten, die Gemeinde wolle nunmehr das Lied singen: „Heirat die Lisbeth“, was ein damals weitverbreiteter Gassenhauer war.

Da war kein Zweifel mehr, daß unheilbarer Wahnsinn den Unglücklichen erfaßt hatte, und damit begann ein trauriges, sich über ein Menschenalter sich hinziehendes Provisorium einander ablösender Vikare, von denen selten einer so lange da war, daß er sich in der Gemeinde einleben konnte. Denn bei dem kläglichen Zustand der evangelischen Kirche in Hessen, wo das religiöse Bedürfnis der Gemeinde eigentlich nur Nebenzweck war, gab es kein Mittel, den Inhaber einer Stelle, zu deren Ausübung er unfähig geworden war, von derselben vor seinem Ende zu entfernen, und gerade der Unglückliche besaß eine robuste körperliche Gesundheit.

Von den zahlreich wechselnden Vikaren ist mir einer im Gedächtnis geblieben, obgleich ich bei der Länge der Zeit nicht ganz sicher bin, ob derselbe gerade in N.-S. oder einem Nachbarort amtierte. Bald nach seiner Installierung machte er bei uns seinen Antrittsbesuch und wurde, wie üblich, mit Kaffee und was sonst der ländliche Haushalt bot, bewirtet. Dann wurden die langen Pfeifen mit dem damals in allen Pfarrhäusern üblichen Portoriko von Gräf in Bingen gestopft, und es begann ein Gespräch über Land und Leute, Beruf und Wissenschaft. Es störte den Gast auch nicht, daß mein Vater durch Beruf und Haushalt oft genötigt war, ihn allein zu lassen. Da es Abend wurde und der Gast keine Miene zum Fortgehen machte, so wurde er auch zum Abendbrot und einer Flasche Wein eingeladen, worauf er dann einfach wieder seine Pfeife stopfte. Es wurde endlich Schlafenszeit. Das Hausgesinde begab sich zur Ruhe, und wir Kinder riefen nacheinander mit betonter Deutlichkeit unserm Vater durch die halbgeöffnete Tür ein „Gute Nacht!“ zu, was aber den Gast weiter nicht genierte; er paffte ruhig weiter. Als es dann endlich gegen Mitternacht ging, faßte mein Vater sich ein Herz und erklärte dem hartnäckigen Besucher, er stehe einem großen Haushalt vor und bedürfe dazu der Nachtruhe, und wenn es dem Gast vielleicht für den Heimweg zu spät sei, biete er ihm unser Gastbett an. — Ja, es dürfte wohl Zeit sein, gab der zur Antwort und stopfte sich wieder seine Pfeife. Erst lange nach Mitternacht nahm diese denkwürdige Antrittsvisite ein Ende.

Unter dem ständigen Wechsel sind mir doch einige besondere Persönlichkeiten im Gedächtnis geblieben. Da war ein Vikar Merkel, ein feingebildeter Mann und hervorragender Klavier- und Orgelspieler. Ich bin einmal von meinem Vater mit einem Briefchen zu ihm geschickt worden. Da machte es mir einen ernüchternden Eindruck, ihn in seiner ermieteten Stube zu sehen, die außer einem in der Mitte stehenden Klavier so gar nichts darbot, das an den Stand des Bewohners erinnerte hätte.

Dann war da ein Vikar Schenk, ein prächtiger Mann, der längere Zeit dort verblieb und richtig Fuß in der Gemeinde gefaßt hatte. Er hat sich dort verheiratet, denn in jener für den geistlichen Nachwuchs betrübten Zeit geschah es wohl, wenn nicht gerade einer durch Präsentation eines Standesherrn vor der Zeit ankam, daß viele schon stark durch ihre Haare gewachsen waren, bis sie zu Amt und Brod kamen. Er hat dann auch, nachdem er definitiv angestellt war zu Eichlob, sich sofort wieder nach N.-S. gemeldet, sobald diese Stelle endlich frei wurde. Aber auch jetzt waltete ein Unstern über der Gemeinde. Denn dieser tüchtige und beliebte Prediger hatte schon wenige Jahre darnach das Unglück, am schwarzen Star unheilbar zu erblinden, und damit begann dann wieder die traurige Zeit der wechselnden Vertreter. Nachdem auch dieses Mißgeschick endlich beseitigt war, wurde ein Pfarrer dahin versetzt, der seither in einer hessischen Enklave



im nassauischen Taunus amtiert hatte, in einem Dörfchen, das später oft genannt wurde, weil anno 1866 Bismarck vergessen hatte, es mit zu annektieren.

Von seiner Uebersiedelung nach der neuen Heimat wurde mir ein lustiges Intermezzo erzählt. Sämtliche Fahrnis des geistlichen Haushalts hatte man auf Bauernfuhrwerken verladen und auf das letzte noch die große Bauch- oder Waschbütte, diesem wichtigen Geräte des ländlichen Haushalts, aufgesetzt und quer davor hatte man das alte Familiensofa auf die Wagenleitern gebunden, auf dem dann Herr und Frau Pfarrer mit dem jüngsten Sprößling Platz nahmen. Dann war noch die frischmelkende Ziege übrig, welche bei der Ernährung des letzteren eine gewichtige Rolle spielte. Die Ziege hob man dann in die Waschbütte, wo sie sich, bei einem duftigen Bündel Klee mit ihrem Schicksal zufrieden, bald widerkäuend niederlegte.

Der Weg führte über Frankfurt, und gleich beim Einfahren der Karawane in die Friedberger- und Schäfergasse blieben oft die Leute verwundert stehen. Wie der Zug aber in die Zeil einbog, gab es einen förmlichen Auslauf von Passanten, die belustigt nach dem letzten Wagen sahen, daß endlich selbst der Herr Pfarrer aufstand, um zu sehen, was da hinten vorging. Da ergab sich dann Folgendes: Die Reisegefährtin war wohl von dem verstärkten Gerassel zwischen den hohen Häusern erwacht und nach neugieriger Geiß Art hatte sie sich mit den Vorderbeinen auf den Bünnenrand gestellt und streckte das gehörnte Haupt über die unten thronende Herrschaft vor. Das mag denn wohl an ein heraldisches Wappenbild erinnert haben, das von einem gehörnten Wappentier überragt wird.

Dieser Mann war ein leidenschaftlicher Bienenzüchter, dem sein Amt bedauerlicherweise mehr nur als Mittel galt, dieser Leidenschaft zu frönen. Gemeindeangehörige, die mit ihm zu verhandeln hatten, mußten das oft zwischen schwärmenden und bedrohlich saufenden Bienen tun. Er war seiner Zeit voraus, was jetzt mehr geschieht, daß er im Hochsommer seine sämtlichen Bienenstöcke nach der Anhöhe westlich von Jugenheim, also fast zwei Stunden von zu Hause weg, auf einem gemieteten Platz aufstellte, damit sie die Tracht bei der Kleeblüte besser ausnutzen konnten, und war dann beständig in angestrengter Arbeit Tag für Tag bei ihnen beschäftigt.

Einmal, als ich gerade zu Besuch im Elternhaus weilte, — es war ein Sonntagmorgen — und es hatte schon zum zweitenmal zur Kirche geläutet, da zeigte mir meine Mutter zwei Männer in nicht festtäglichem Anzug, welche von Schweiß bedeckt am Pfarrhaus vorbeieilten. Der eine, in einem gestrickten Wams, eine niederhängende Mütze auf dem Kopfe, war der Herr Pfarrer aus N.-S., der andere wohl sein Kirchendiener und Gehilfe. Sie hatten beide am frühen Sonntag droben an den Bienen gearbeitet und strebten jetzt in stürmischer Eile der noch über eine Stunde entfernten Heimat zu, um dort Gottesdienst zu halten. „Was wird das wieder für eine Predigt geben!“ hat noch meine Mutter gesagt.

Seit dem zuletzt Geschilderten ist nun auch schon mehr als ein halbes Säkulum hinab in die Ewigkeit gerollt, mein Mütterlein schläft jetzt seit 50 Jahren auf dem alten Friedhof zu Jugenheim ihren letzten Schlaf. Ich bin in meiner Heimat fremd geworden. Aber ich bin überzeugt, daß die vielfährige Mißhandlung der Seele des Volkes in dessen religiösem Empfinden von Seiten derjenigen, welche dazu berufen waren, solches zu pflegen, sei es nun aus Unverstand, Gleichgültigkeit oder wirklich bösem Willen, nicht wenig dazu beigetragen haben, die bedauerlichen Zustände auch in dem Gemeindeleben zu erzeugen, welche jetzt so vielfach darin zutage treten.

## Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke erkannte ich Hermann Weber, den Sohn des Pfarrers in Marienthal. Mehrere Jahre hindurch hatte ich ihn nicht gesehen, nun trat er mir auf einmal in dem fremden Lande gegenüber.

Meine erste Frage, als ich mich von meinem Staunen erholt hatte, war: „Aber, Hermann, wie kommst du hierher?“

„Das will ich dir sagen, Peter. Ich studiere seit Ostern hier.“

„Das muß aber teuer sein,“ erwiderte ich, „hier in Holland zu studieren, wo man das, was man in Deutschland für eine Mark bekommt, mit einem Gulden bezahlen muß.“

Hermann lachte und sagte: „Ja, das meinst du, Peter, aber denke dir, der Aufenthalt in Utrecht kostet mich keinen Pfennig, im Gegenteil, wenn ich nächstes Frühjahr nach Hause komme, so bringe ich so viel Geld mit, daß ich damit ein Semester in Heidelberg studieren kann.“

Das kam mir doch merkwürdig vor, im Scherze sagte ich zu meinem Landsmann: „Du verstehst wohl die Kunst, Papiergeld zu machen.“

„Nein, Peter, so geschickt bin ich nicht, aber ich lebe hier von der Wohlthätigkeit eines Mannes, der längst nicht mehr lebt. Hier in der St. Gertrudskirche hat man im Jahre 1761 einen Mann begraben, der Daniel Bernard hieß und aus Frankenthal war. Er stand im Dienste der ostindischen Compagnie und war zuletzt Gouverneur in Koromandel. In Ostindien hat er sich ein kolossales Vermögen erworben. Auf seinem Sterbebette hat er ein Vermächtnis von 9000 Pfund Sterling errichtet, dessen Zinsen an junge Leute aus der Pfalz und aus Ungarn, die in Utrecht Theologie studieren, gegeben werden sollen. Von dieser Vergünstigung habe auch ich Gebrauch gemacht und halte mich nun im Lande der Mnynheers, bei denen es mir ganz gut gefällt, auf.“

Infolge dieser unerwarteten Begegnung war der Lauf meiner Tränen zum Stillstand gekommen, Hermann Weber setzte sich neben mich auf die Bank und sagte: „Nun sage mir aber, Peter, was ist dir passiert, daß du hier an der Graacht sitzt und weinst? Du hast gewiß Heimweh. Ich bin dir durch mehrere Straßen nachgegangen und habe dir gerufen, aber du hast mich nicht gehört.“

Ich zog den Brief des Bruders aus der Tasche, ließ ihn Hermann lesen und erzählte ihm dann alles, was sich im letzten Winter zwischen mir und Marie Lippert zugetragen hatte.

Hermann hörte mich an, ohne mich zu unterbrechen. Als ich geendigt hatte, schwieg er eine Weile, dann sagte er: „Darüber weinst du, Peter, daß sich ein Mädchen von dir losgesagt hat, das dich fortwährend belogen und hinter deinem Rücken mit einem andern angebändelt hat? Denke dir, du hättest Marie Lippert geheiratet und wärest manchmal ein Jahr oder noch länger weg gewesen, um Musik zu machen. Was hätte die in deiner Abwesenheit angestellt? Das wäre deiner Mutter Tod gewesen, wenn du die zur Frau gekriegt hättest; die ist so schlecht, daß sie sich in Mainz an Fastnacht auf der Strafe herumtreibt. In Marienthal hat man, wie ich in den Osterferien zu Hause war, erzählt, daß sie in Absenz mit einem Hausen von Steinhauern in das Wirtshaus gegangen ist. Peter, sei vernünftig und danke Gott, daß du von diesem Verhältnisse so schnell losgekommen bist!“

Ich fing an, den vernünftigen Vorstellungen meines Landsmannes Recht zu geben, wenn auch der Jörn über das



Betragen des falschen und leichtfertigen Mädchens noch stark in mir wogte. Hermann Weber sagte mir, ich könne sicher sein, daß mich Marie nur deshalb im Stiche gelassen habe, weil ich im Herbst auf drei Jahre zum Militär müsse. So lange bis zur Heirat zu warten, sei nicht nach ihrem Geschmacke und da habe sie den Gottfried Keiper, der schon vor vier Jahren wegen eines in der Kindheit erlittenen Armbruchs militärfrei geworden war, vorgezogen.

Schließlich forderte mich Hermann auf, mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Er wohnte am Schalkwijksteeg in unmittelbarer Nähe des Platzes, auf dem wir uns befanden. Mein Freund ließ von seiner Hausfrau, einer alten, dicken Holländerin, Kaffee für uns kochen. Als wir diesen getrunken hatten, stellte er einen wohlgefüllten Tabakskasten vor mich hin, forderte mich auf, meine kurze Pfeife, deren Hornspitze aus der Tasche meiner Joppe hervorsah, anzuzünden und setzte dann auch seine lange Pfeife in Brand. Bald war das Zimmer von dichten Wolken erfüllt, und wir sprachen, während das Geräusch des holländischen Straßenlebens zu uns heraufdrang, von der pfälzischen Heimat und ihren Bewohnern.

Ungefähr vierzehn Tage blieben wir in der holländischen Universitätsstadt, ich mußte, so oft ich freie Zeit hatte, den Pfarrerssohn besuchen. Durch sein Sureden schwand meine Mißstimmung immer mehr dahin, wenn auch das Gefühl des beleidigten Stolzes immer noch in mir rege war.

Von Utrecht wandten wir uns zurück nach Amsterdam, marschierten nach Enkhuizen und von da nach Stavorn und fuhren von hier aus über die Zuider-See. Musizierend zogen wir kreuz und quer durch die Provinz Friesland, schlugen dann die Richtung nach Süden ein und fuhren Ende Oktober von Emmerich aus mit der Eisenbahn nach unserer Heimat.

Am 6. November mußte ich in Mainz einrücken, ich hatte somit nur noch wenig Zeit zu meiner freien Verfügung. Das war mir ganz recht, so brauchte ich mich doch nicht viel auf den Straßen meines Heimatortes zu zeigen. Ich hörte, daß Gottfried Keipers Vater vor einigen Wochen gestorben sei und daß im Dezember die Hochzeit sein solle.

Als ich zum Militär eintrat, war es bei mir anders als bei so vielen jungen Burschen meiner pfälzischen Heimat. Ihnen war die Reise nach der Garnison die erste größere Reise ihres Lebens, vorher waren sie kaum zwei Stunden weit von ihrem Dorfe weggekommen. Wenn sie einrücken mußten, so gab es ein großes Lamento. Sie gingen von Haus zu Haus und nahmen von allen Bekannten Abschied. Ich weiß von einem Ruppertsecker, der war einige Jahre vor mir zum Militär eingetreten. Er kam nach Kaiserslautern, blieb also hübsch in der Nähe, aber als er wegging, gaben ihm Vater und Mutter und seine vier Schwestern bis nach Rockenhausen in der Morgenfrühe das Geleite, und als der Zug einlief, gaben sie alle miteinander ein Heulkonzert, als ob der Leonhard — so hieß der angehende Vaterlandsverteidiger — nach Kaiserslautern zur sofortigen Hinrichtung eingeliefert werden sollte. Einem anderen gab die Großmutter ein Stück Brot mit nach Meß, das sollte er beileibe nicht essen, sondern nur, wenn ihn das Heimweh plage, daran riechen, dann werde das Heimweh sofort vergehen. Am wenigsten gern wurden die Söhne reicher und geiziger Leute Soldaten. Das war den Alten schrecklich, sich einen Knecht nehmen zu müssen, wenn der Sohn zwei oder drei Jahre abwesend war. Da machten sie Reklamation auf Reklamation, suchten die Bürgermeister zu bestimmen, ihnen zu beschreiben, daß sie ganz arme Leute seien, die ohne die Unterstützung des Sohnes verhungern müßten. Und vom

hausarzt verlangten sie, daß er ihnen eine Balggeschwulst auf dem Kopfe oder eine Krampfadere am Beine als lebensgefährliches Leiden hinstellen sollte. Dieselben Leute, die das größte Interesse daran haben, daß ihnen Hab und Gut gegen feindliche Invasion geschützt wird, sträuben sich auf das äußerste dagegen, daß ihre Söhne Soldaten werden. Mir kam es zugute, daß ich seit meiner Entlassung aus der Schule so weit in der Welt herumgekommen war und das Leben unter fremden Menschen kannte. (Fortsetzung folgt.)

### Worte zum Nachdenken für die Kriegszeit.

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.

Psalm 62, 1.

Der Herr ist gütig und eine Feste zur Zeit der Not und kennet die, so auf ihn trauen.

Nahum 1, 7.

Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.

Psalm 50, 15.

In allen meinen Taten  
Laß ich den Höchsten raten,  
Der alles kann und hat;  
Er muß zu allen Dingen,  
Solls anders wohl gelingen,  
Selbst geben Segen, Rat und Tat.

Paul Flemming.

Wenn ein Krieg ausbricht und ein Volk übers andere geschickt wird, dann hat unser Herr Gott auch etwas dabei zu sagen, und wer nur hören will und Ohren hat, wird auch etwas vernehmen.

Nicht früh genug kann die Liebe, wie zum himmlischen auch zum irdischen Vaterland ins Herz gelegt werden. Das hilft von der Blasiertheit und dem elenden Kosmopolitismus und begeistert das junge Herz und zieht vom Gemeinen weg. Laßt die Lieder Arnolds, Schenkendorfs und Körners unter den Kindern gehen, und es werden Männer aus ihnen wachsen, die der Vater würdig sind. Emil Frommel.

### Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 9. August, 9. nach Trinitatis.

Allgemeiner Bettag.

Kollekte für das Rote Kreuz.

Gottesdienst.

#### In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Abendmahl für die Ersahreservisten. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2½ Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer D. Schloffer.

Nächstkünftigen Sonntag, den 16. August, findet Abendmahlfeier für Matthäus- und Markusgemeinde gemeinsam statt.

#### In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer.



# Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Zum 15. August wird in einen Offiziershaushalt in Mainz ein in Hausarbeit erfahrenes Mädchen od. einf. Fräulein gesucht Etwas Kochen erwünscht. Anerbieten nebst Zeugnisabschriften an Frau Hauptmann Gottschalk, Mainz, Dierher v. Jsenburgstraße 13/10.

Gesucht zum 15. August oder 1. September kräftige Beihöchin oder neben Chef ausgebildetes Küchenmädchen - Guter Lohn.

Baronin Seyl,  
Schloß Herrnsheim b. Worms

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann  
Kunst- und Handelsgärtnerei  
Blumengeschäft  
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45  
Blumen, Kränze und Buketts  
in reicher Auswahl  
zu billigsten Preisen.

## Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.  
Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -  
Nur bestbewährte Qualitäten  
Fr. Linter, Ludwigstr. 16  
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Rudolf Richter**  
Gießen, Marktstraße 24-26  
**Hüte und Mützen**

Reichhaltige Auswahl Billige Preise  
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

**Carl Loos**

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
Manufaktur-  
und Weißwaren  
Herren- u. Knabenkleider

**C. Stöver, Gießen**

Sellersweg 16  
Uhren, Gold- u. Silberwaren  
Bestecke  
Reparaturen in eigener Werkstatt  
prompt und billig

**Kleider-Stoffe  
Blusen-Stoffe  
Aussteuer-Artikel  
Reise**

außergewöhnlich billig  
Etagengeschäft. Serlinge Unkolten  
Gemeinschaftlicher Einkauf mit  
3 Geschäften zusammen

**Lina Bernard**  
Gießen, Bismarckstraße 6

**Frdr. Teipel**

16 Markt 16  
Vorteilhafte Bezugsquelle  
für  
Strumpfwaren und  
Unterzeuge, Wäsche  
Kinder-Ausstattungen  
en gros Korsetts en detail  
Filiale: Frankfurter Straße.

**FRITZ NOWACK**

Spezial-Haus für  
**Braut-Ausstattungen**  
Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen  
Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!

**WÄSCHE-FABRIK**

**Hof-Möbel-Fabrik  
Th. Brück**

Gießen, Ecke Schloßgasse-  
:: Kanzleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-  
Fabriklager Oberhessens  
Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet  
Vorhänge - Teppiche - Linoleum  
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen  
mit patentamtlich gesch. Matratzen  
D. G. M. Nr. 420 684 85  
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

**Reste** in Kleider-  
stoffen sowie  
Weißwaren  
Wollwaren  
Kurzwaren  
Strickwolle etc. empfiehlt bill.  
**K. Elle**  
Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Die wunderbaren, preisgekrönten  
nicht einlaufenden „Blitz“  
**Strick-Garne**  
Wolle von M 100 p Pfd an,  
Deckenwolle, Seidenwolle,  
„Blitz“ Strümpfe, Trikot-  
Wäsche versendet an Private  
sehr billig  
Muster umsonst franko,  
Garnfabrik Georg Koch,  
Hoflieferant in Erfurt B. 295.

**Busch's Musikhaus**  
Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz  
Musik-Instrumente  
:: und Musikalien ::

**Heinrich Noll**

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292  
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf - Schreibmaschinen  
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne  
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44  
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft  
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser  
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser  
Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

**C. Leisler Ww.**  
Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
Lieferung ganzer Ausstattungen  
:: sowie Einzel-Möbel ::  
Eigene Polster-Werkstätte

**Ausverkauf**  
elegant. Sommerhüte  
zu billigsten Preisen  
**Geschw. Holberg Nachf.**

*Hch. Blum, Schuhlager,  
Neustadt 19*  
Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
15<sup>0</sup>/<sub>100</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>100</sub>  
Reparaturen billigst

**Gustav Weisheit, Elberfeld**  
Flügel, Pianos, Harmoniums  
Haupt-Kontor: Hofkamp 7  
Fernsprecher-Nummer 1847



**Kunst-  
Harmonium-  
Fabrik**  
Lagerbestand:  
250 bis 300 In-  
strumente.  
Barzahl hoher  
Rabatt, Teil-  
zahlung gern  
gestatt. Miete  
wird bei Kauf  
angerechnet.  
Spezialität: Harmoniums mit  
eingebautem Spielapparat, von  
jedermann sofort ohne Noten-  
kenntnis zu spielen.  
Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr,  
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin  
Pracht-Katalog frei. Tüchtige  
Vertreter überall gesucht.

**Franz Bette**

Mäusburg 10  
Fernsprech-Nr. 666  
**Spezial-Geschäft**  
in  
Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
Erstlings-Ausstattungen  
Auswahlendungen bereitwilligt

**Edgar Bormann, Giessen**

Neustadt 11 Eisenhandlung Telephon 165



empfehl:  
Oefen, Herde,  
kupferne und  
gußeiserne  
Waschkessel,  
Haus- und  
Küchengeräte  
Solinger  
Stahlwaren,  
Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,  
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.